

Das athematische Lesen*

JÜRGEN PAUL SCHWINDT

Wenn der Eindruck nicht trägt, leben wir Philologen zurzeit in paradiesischen Verhältnissen. Nie fielen unsere bescheidenen Botschaften auf fruchtbareren Boden als heute, da man sagen muss: Niemand oder fast niemand liest. Oder haben Sie den Eindruck, in den Literatur- und Sprachwissenschaften läse man noch? Daher der Hunger und die Enttäuschung bei den Jungen, die sich für ein Studium unserer Fächer entscheiden in der Annahme, dort läse man besser und intensiver als irgend sonst, und dann feststellen, dass allenthalben über Texte nur noch gesprochen wird. Niemand oder fast niemand liest. Läse jemand, geschähe das ganz und gar Unerwartete.¹ Als kürzlich ein sogenanntes „Vorsingen“ sechs Damen und Herren im Wettbewerb um einen renommierten Lehrstuhl für Literaturwissenschaft an eine Universität im lieblichen Südwesten der Republik führte, war niemand mehr darunter, der es für angezeigt oder gar notwendig erachtet hätte, eine Probe seiner Kunst zu liefern. Niemand las. Stattdessen sprach man über den institutionellen Rahmen der Entstehung der Gattung oder des Werks. Einer redete kundig über die typographische Form des Texts, den er ungelesen exponierte, ein anderer hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Entstehungsdatum eines fast noch zeitgenössischen Werkes um ein Jahr zu korrigieren. Nun, das ist gewiss keine schöne Anekdote. Und sie wird nicht schöner, wenn ich Ihnen sage, dass die nichtlesenden Vortragenden im Ganzen sogar den Nerv der dankbar applaudierenden, durchweg älteren Zuhörerschaft trafen. Man war unter sich.

Auch das Publikum rechnete offenkundig nicht damit, dass einer von den Auserwählten läse. Nicht Lesefrüchte erwartete man, sondern die halbstündige Demonstration eines souveränen Umgangs mit dem Ungelesenen. Was mochten die Eingeladenen alles aus ihren Hüten zaubern, ohne je in die Verlegenheit zu kommen, auch nur einen Satz, ein Kolon, eine Junktur neu lesen und würdigen zu müssen? Wie lange mochten sie sich in diesem Wettbewerb behaupten, ohne sich auf den schlüpfrigen Untergrund zu begeben, dessen Begehung und Meisterung ja jedem im Publikum prinzipiell offenstand? Ich meine das Lesen.

Zynisch könnte man sagen: Die Kulturtechnik des Lesens wird überschätzt. Und in der Tat ist sie als akademische Disziplin dann entbehrlich, wenn sie sich darin erschöpft, Stoffe und Inhalte zu benennen, Figuren und Charaktere zu beschreiben und überall vor allem auf die Konsistenz oder eben Inkonsistenz der Handlung zu sehen.

* Der Verf. dankt den Wuppertaler Gastgebern Luisa Banki und Michael Scheffel sowie Franziska Humphreys (Paris) für die Gelegenheit zur Vorstellung seiner Thesen. Der Vortragscharakter des Textes wurde beibehalten.

1 Vgl. Schwindt (2010).

Das nichtidentifizierende Lesen aber gerät schnell in den Verdacht der Idiosynkrasie.² Über Intuitionen und Augenblickseinfälle mag man sich in kleinerem, geschützterem Kreis vielleicht gern verständigen. Aber trägt das den großen öffentlichen akademischen Vortrag?

Wir sind gebeten, über die Vorstellung unserer Lektüreverfahren Positionen zeitgenössischer Philologie zu entwickeln. Ich habe mich entschieden, in der gebotenen Kürze den Theoriehorizont zu umreißen, in dem unsere Heidelberger Forschungen entstanden sind.

Am Anfang stand ein Unbehagen. Es war das Unbehagen an einer Aufgabe, die uns zu groß und jedenfalls überdimensioniert erschien. Die Erklärung der griechischen und besonders der hellenistisch-römischen Literaturgeschichte war gewiss eine reizvolle, aber doch auch eine angesichts der überlieferten Stoffmasse(n) schier unmögliche Aufgabe. Wollte man die Entwicklung der Sprache und Literatur über die ein- einhalb Jahrtausende auch nur halbwegs überblicken, erzwang dies eine Form der Synthese, mit der sich eher schlecht denn recht leben ließ. Und jedenfalls war die Voraussetzung hierzu eine erzählerische Form, die es ihrerseits nötig machte, dass man sie kurz auswies. Wir bemerkten bald, dass diese Form der Rechenschaftslegung nicht selbstverständlich war. Die anerkannten Historiographen hielten sich nicht lange bei der Reflexion ihrer Erzählverfahren auf, sondern kamen gleich zur Sache.³ Wir verglichen die international gängigen Großerzählungen und machten uns unseren Reim auf die Vielfalt der Muster und Formen. Wir gingen weit zurück bis in die archivarisches Anfänge der modernen Gelehrsamkeit und fanden es nur folgerichtig, die Spuren der Literaturgeschichtsschreibung *in* den Literaturen, die wir studierten und lehrten, selbst aufzusuchen. Zu den interessanteren Einsichten dieses Rückgangs auf das alte Material zählte die Beobachtung, dass es eine Vielzahl von Modi der Artikulation eines literarhistorischen Interesses gab, die durchweg nicht gebündelt im Strang einer großen Kunstgeschichtserzählung erschienen. Dagegen äußerte sich das historische Bewusstsein gleichmäßig in den verschiedensten Gattungen und Textsorten.

Das Interesse hatte nun der sogenannten „immanenten Literaturgeschichte“ zu gelten.⁴ Aufgesucht wurden die Orte und Passagen, an denen der Text sich selbst prob-

2 So verstehe ich die Warnung von Kablitz (2009), der den jeweils „verkannten, verschwiegenen oder verdrängten hermeneutischen Anteil“ in verschiedenen Theoriemodellen als deren blinde Stelle identifiziert, aus der schließlich die Beliebtheit der Textinterpretation resultiere (Kablitz [2009], S. 231).

3 Siehe Schwindt (2000), S. 9-46 u. vgl. meine Forderungen in Schwindt (2011b).

4 Siehe Schwindt (2001) u. vgl. Perkins' (1992) kritische Revision der Modi der Literaturgeschichte („Is Literary History possible?“). Er unterscheidet zwischen „transzendenten“ und „immanenten“ Erklärungsmodellen. Erstere stützen ihre Interpretationen auf externe Elemente (historischer Kontext, Gattung etc.) und stellen Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede in einer Entwicklungslinie fest. Bei Letzteren handelt es sich dagegen um textbasierte Literaturgeschichten, die ihre Erklärungen auf textinterne Elemente stützen und die ästhetische Eigenart einzelner literarischer Phänomene und Werke zu begreifen suchen.

lematisch, also auch historisch wurde. Immer deutlicher wurde, dass sich die Literaturgeschichtsschreibung nicht auf das reduzieren ließ, was Literarhistoriker des frühen 19. Jahrhunderts die „äußere Geschichte der Literatur“ genannt hatten, sondern dass der Weg zur Synthese nur über die Auswertung auch der „inneren Literaturgeschichte“ führen konnte.⁵ Nun ließen sich die autoreflexiven Partien der Texte aber nicht so einfach isolieren und kategorisieren. Es bedurfte sensibler Lektüreverfahren, die die feine Polysemie der Textstücke so weit als möglich bewahrten. Deutlich wurde auch, dass sich literaturgeschichtlicher Zusammenhang nicht nur und vielleicht gar nicht einmal so sehr über klassisch-historische Selbstreferenzen aufbaute, sondern mindestens ebenso sehr über kleine und kleinste rhetorische Figuren. Am Ende stand die Forderung, die ich in meiner Heidelberger Antrittsvorlesung 2001 erhob, Literaturgeschichte müsse sich, so sie als Kunstgeschichte relevant sein wolle, als „Literaturgeschichte der Intensität“ bewähren.⁶ Damit verbunden war das Programm einer „ästhetischen Urgeschichte der Subjektivität“.⁷ Es galt, den überblicksgewohnten Literarhistorikern ihr Spielzeug aus den Händen zu reißen und immer neu die Schwierigkeit der Aufgabe kenntlich zu machen; sie sollten nicht meinen, dass Literaturgeschichte sich als mehr oder weniger stimmiger Verbund von Einzelerzählungen darstellen ließe. Die Verbindung dieser Geschichten untereinander hatte als fraglich zu gelten. Und schon die Einzelerzählung war problematisch geworden, sofern sie nur von dem, was offensichtlich schien, redete, von allem anderen aber schwieg.⁸ Es musste für möglich gehalten werden, dass die traditionelle Literaturgeschichtsschreibung ihren Gegenstand überhaupt verfehlte. Dies schien umso weniger ausgeschlossen, als ihre gewaltigen Synthesen ganz offensichtlich um den Preis erkaufte waren, dass sie auf sekundären Eindrücken,

5 Diese Notwendigkeit bemerkte schon F.A. Wolf, wenn er in seiner „Darstellung der Alterthums-Wissenschaft“ die Aufgabe einer „zweifachen Geschichte der Litteratur“ (S. 61) beschrieb: „Zuerst fordert unsern Fleiss die äussere Geschichte der Litteratur, die von den schriftlichen Werken der Griechen und Römer, von deren Verfassern, ihrem Leben und den Umständen, unter denen sie schrieben, kurz von allem, was zu gelehrter, d.i. gründlicher Lesung und Benutzung der Werke historisch vorbereitet, belehrende Nachrichten ertheilt. [...] Die zweite Abtheilung muss auf die Contenta der Werke gerichtet seyn, und sie ergiebt die innere Geschichte der alten Erudition, oder die Geschichte des Ursprungs, Wachstums, blühenden Zustandes und Verfalls der Litteratur [...]“ (Wolf [1807], S. 60f.).

6 Siehe Schwindt (2014a).

7 In Auseinandersetzung mit Adorno/Horkheimers in der „Dialektik der Aufklärung“ entfaltetem Projekt (Adorno u. Horkheimer [1997 (1947)]).

8 Schon in Blooms (1973) komplexen Beschreibungen des Raums der abendländischen Literaturgeschichte wird die „unterirdische“ Präsenz dessen, was aus der „siegereichen“ Tradition ausgeschlossen wurde, vorausgesetzt. Zur katabatischen Dimension der Philologie („Philologie als Hadesfahrt“) vgl. Hamacher (2010) (These 71) und Schwindt (2013a). Siehe auch meinen Eröffnungsvortrag zum Kolloquium der Internationalen Forschergruppe „La poésie augustéenne“ zum Thema: „Interpréter aujourd'hui les textes poétiques latins: principes et méthodes“: „Die Philologie von unten. Das athematische Lesen und der retour sur soi-même“ (Schwindt [2016b]).

kaum mehr aber auf eigenen Lektüren ruhten. Die zunehmende Entfernung der Literaturgeschichtsschreibung vom Akt des Lesens hat zur völligen Entleerung mancher tradierten Formate geführt. Andererseits gibt es gute Gründe anzunehmen, dass, wer diese Texte in eigenen Lektüren sich aneignet, niemals auf den Gedanken verfallen wird, eine Literaturgeschichte zu schreiben. Denn nicht nur sperren sich viele Texte und sogar manche Gattungen gegen die disziplinäre Vereinnahmung durch Historisierung, auch die Art und Weise ihrer Bezugnahme auf das Außen der anderen Texte ist heikel und lässt sich mit den überlieferten Mustern der *imitatio* und *aemulatio* kaum zureichend beschreiben.⁹

Hierzu haben wir in exemplarischen Interpretationen Erklärungsmodelle entwickelt, die dem asystematischen Charakter vieler antiker Texte stärker Rechnung tragen. Gegen die grassierende Intertextualitätsforschung setzten wir Modelle zur präziseren Beschreibung der Umwegigkeit der Bezugnahme,¹⁰ rechnet mit Zufall, Täuschung und, ja, auch der „Kunst der Zerstörung“.¹¹ Kontingenz statt Ordo,¹² Intervention statt methodischer Entwicklung, „Blinde Mimesis“¹³ statt Tradition wurden zu Leitbegriffen der Interpretation. Das war nicht einfach die Umkehrung eines bewährten literaturwissenschaftlichen Programms, sondern – so verstanden wir das – die Ernstnahme des kategorialen Ehrgeizes, den die Literaturwissenschaft schon in den Tagen des Aristoteles entwickelt hatte. Freilich hatte die peripatetische Schule die Literatur

9 Vgl. Schmidt (2003), der die augusteische Literatur in ihrer Innovationskraft als „System in Bewegung“ beschreibt. In diesem Sinne ist die Entwicklung der Literatur nicht als Reihe von Veränderungen oder Kette von Experimenten zu verstehen, die sich problemlos in einer diachronischen Linie abbilden ließe. Literatur als dynamisches System verbinde Wirklichkeit und geschichtliche Ereignisse mit literarhistorischer Tradition und übertrage sie in ihre eigenen Symbole und Denkfiguren, um so einen neuen Diskurs zu schaffen. – Wie eine Lektüre aussehen könnte, die jenseits von thematischen Verbindungen „architextuelle Strukturbilder“ für die Interpretation literarhistorischer Bezüge fruchtbar zu machen versucht, habe ich am Beispiel von Petron und Horaz erörtert (Schwindt [2004a]; vgl. auch Schwindt [2001] sowie Schwindt [2014a]). An die Stelle der „äußerlichen“ Beschreibung der Textbezüge (in Begriffen wie *imitatio* und *aemulatio*) setze ich in Schwindt (2006) die Untersuchung der elementaren Bildungsleistungen der Texte: „Die Bildungsleistung der Philologie ist so elementar, daß sie leicht übersehen wird; sie legt die Bildungsleistung der Texte offen, indem sie durchsichtig zu machen sucht, was der Text wie woraus gebildet hat und was andere Texte wie mit diesem Text gemacht haben“ (S. 1149). Die „radikalphilologische“ Methode hat Auswirkungen auch auf die Form der Kritik, die sich zuweilen ihres bestimmenden Einflusses enthalten muss („Unkritik“), um die Beobachtung der Selbstdeutungsleistungen der Texte möglich zu machen (Schwindt [2011a]).

10 Siehe etwa Schwindt (2002).

11 So der Übername eines Projekts, das ich im Winter 2015/16 in Zusammenarbeit mit der Berliner, jetzt Heidelberger Kunsthistorikerin Nausikaä El-Mecky im Rahmen eines Komparatistischen Hauptseminars durchgeführt habe.

12 Vgl. Schwindt (2004b).

13 Vgl. Schwindt (2004a).

vorzugsweise als einen fast unerschöpflichen Vorrat an Modellfällen fiktiver Weltaneignung betrachtet, die sich je und je als Handlungsoptionen deuten und auf diverse charakterliche Dispositionen zurücklesen ließen.¹⁴ Dass Literatur eigene Modi der Erkenntnisverfertigung bereithält, klingt – v.a. im großartigen 9. Kapitel der *Poetik* – schon an, wird aber noch nicht mit der Forderung verbunden, dass ihre Erklärung, i.e. die Literaturwissenschaft, den Erkenntnisweise(n) der Literatur ihrerseits größere Aufmerksamkeit schenken müsse.

Wie aber kann die Einsicht in die Erkenntnisleistung(en) der Literatur gelingen? Wie erkennen wir, dass und wie Literatur erkennt? Es spricht vieles dafür, dass wir uns von so manchen Vorannahmen über das, was ein Text wohl zu sagen habe, verabschieden müssen, um ein Verständnis für die Idiorhythmie der Texte zu entwickeln.¹⁵ Und eine Vorstellung davon, wie frei sie sich in den Raum hinein entwerfen.¹⁶ Bevor wir von der Intensität sprechen, hätten wir auch von der Extensionalität zu handeln. Und von dem Unwahrscheinlichsten, der Sinnbildung und Sinnstiftung. Hier kann die Beobachtung der Selbstkonstitution lateinischer Texte der sogenannten klassischen Zeit ernüchternd oder eben auch erhellend wirken.¹⁷ Während die schulmäßige Didaktik alles daransetzt, den mitunter heillos zergliederten Satzbau zu reintegrieren und eine auf das Verständnis des Satzganzen, mit anderen Worten die Mitteilung oder Information ausgehende Leseweise zu inaugurieren, setzt eine genaue Lektüre auf die Abschätzung und Vermessung der Wörter im Raum, beobachtet und beschreibt die fortschreitende Komplexisierung der Verhältnisse und schafft ein Imaginarium von Möglichkeiten der Beziehung der Wörter untereinander.¹⁸

Die lateinische Sprache verfügt bei allem Reichtum ihrer Morphologie über eine Eigenheit, die sie auf der Höhe ihrer Entwicklung in den Stand gesetzt hat, manche poetischen Techniken der modernen Dichtung zu antizipieren. Ich meine die tentative Suspension von Sinnbezügen. Sprachakrobatische Gedichteingänge wie Horaz *c. 1, 5* haben Hunderte von Übersetzern zur Nachahmung des Kunststücks herausgefordert:¹⁹

*Quis multa gracilis te puer in rosa / perfusus liquidis urget odoribus / grato, Pyrrha, sub antro?*²⁰

-
- 14 Siehe v.a. Aristoteles (2008).
- 15 Siehe Schwindt (2015b), S. 243: „Der Philologie eignet vielmehr eine Form des Erkennens, die die Erkenntnis der Texte zur Entfaltung bringt und dann am wirksamsten ist, wenn sie bis zur Unkenntlichkeit im Text und seiner Nachbildung aufzugehen scheint“.
- 16 Vgl. Schwindt (2014b).
- 17 Zur Philologie als „Beobachtungswissenschaft“ siehe Schwindt (2009b) und (2011a).
- 18 Siehe Schwindt (2015b) über die „splendide Isolation“ (S. 239), in der das einzelne Wort in der Vielfalt seiner Bedeutungen und Bezüge beobachtet wird, bevor sie sich in dem sich aufbauenden semantischen Zusammenhang des Textes einschränkt und auflöst.
- 19 Storrs (1959) zählt allein in 26 weiter verbreiteten Sprachen 451 Übersetzungen und gibt eine repräsentative Auswahl.
- 20 Text nach Shackleton Bailey (1985).

Welch ein schlanker Gesell ist es, o Pyrrha, der / Hin auf Rosen gestreckt, duftenden
Öles voll, / Dich in traulicher Grotte / Küßt?²¹

Dass *quis* mit *gracilis* und *puer*, *multa* mit *rosa*, *te* mit *urget* zu beziehen ist, erschließt sich am bequemsten in der prosodisch-metrischen Analyse.²² Nur in einer athematischen Lektüre aber wird erkennbar, wie demjenigen, das man traditionell „das Thema des Gedichts“ nennen kann, schon in der dispersiven und alogischen Wortfügung vorgearbeitet ist.²³ In diesem Sinne sind athematische Lektüren immer auch (1) thematologische Lektüren. Sie erlauben die Beobachtung der Genese des Themas.²⁴

Nur in einer athematischen Lektüre wird man bemerken, dass Gedicht 2 des Catull kaum zutreffend gewürdigt ist, wenn man es als ein Gedicht auf Lesbias Sperling liest.²⁵ Mag diese Simplifizierung auch Heerscharen von Dichtern und Philologen bewogen haben, es dem Catull scheinbar gleichzutun – ihre *imitationes* und *aemulationes* gehen an dem expositorischen Charakter des Textes vorbei:

21 Übersetzung nach Färber (1957).

22 Ist auf der Basis einer solchen Analyse erst einmal eine Übersetzung hergestellt, wird mit den „gefundenen“ Sinnbezügen weitergearbeitet, ohne dass ihrer Suspension im Text nähere Aufmerksamkeit geschenkt würde. Indem etwa Fredricksmeier diese Bezüge als gegeben ansieht, muss seine Lektüre der ersten Strophe der Horazischen Ode zwangsläufig auf einer thematischen Ebene verbleiben. Seine Analyse des Gedichts ist somit beispielhaft für „Nacherzählungen“, die an dem, was sich hier schon in der Wortfügung als „Thema des Gedichts“ zeigen läßt, vorbeigehen (siehe Fredricksmeier 1965, S. 180). Wenn sich Kommentatoren der Ode überhaupt auf die außergewöhnliche Wortstellung im ersten Vers beziehen, zielen ihre Analysen meist auf die semantisierende Interpretation der Hyperbata ab. So liest Highet (Highet [1957], S. 125f.) die verschränkte Wortfügung als räumliche Abbildung der beschriebenen Liebesszene (die Angesprochene wird vom *gracilis puer* umschlungen, beide sind wiederum von *multa rosa* umgeben). Auch Mayer beschreibt den Vers in Anlehnung an Highet als „pictoral or ‚iconic‘, i.e. the word placement pictures the scene“ (Mayer [2012], S. 86; ähnlich West [1995], S. 26f.). Schon Pöschl (1964) spricht von „abbildende[r] Wortstellung“ und führt eben darauf zurück, was er den „Glanz der Sprache“ nennt (S. 579). Dispersität wird zugunsten einer „glatten“ Kongruenz von „Inhalt und Form“ des Verses eingeebnet.

23 Vgl. hierzu meine Untersuchung der oxymoralen Wortfügungen in Hor. *c.* 1, 34, die das Zentrum des Gedichts schon vor jeder „thematischen“ Lektüre erkennen lassen (Schwindt [2004b]).

24 Vgl. auch meine Analyse der ersten Verse der Horazischen *Ars poetica* in Schwindt (2014b). Zu einer Textanalyse, die „nicht erst bei den motivischen Manifestationen, sondern schon bei den Bedingungen der Möglichkeit thematischen Redens beginnt“ und so ein besseres Verständnis der Thematologie der Dichtung ermöglicht, siehe Schwindt (2005).

25 Schon Wirth (1986) hatte sich gegen solche Leseverfahren gewandt, die die Erklärung des Gedichts als Symptomatologie der Liebe und die Identifikation der *puella* mit Lesbia auf textexterne Bezüge stützten; vorherrschend ist dagegen die Auffassung, das Gedicht sei als Liebeserklärung des Dichters an seine Geliebte (bzw. Lesbia) durch das Medium des *passer* zu lesen. Siehe Quinn (1970), Kroll (1980 [1923]), Thomson (1998), Godwin (1999).

*Passer, deliciae meae puellae, / quicum ludere, quem in sinu tenere, / cui primum digi-
tum dare appetenti / et acris solet incitare morsus ...*²⁶

Sperling, du meines Mädchens kleiner Liebling, / wie gern spielt sie mit dir, birgt dich
am Busen, / reicht dir, wenn du dich nahst, die Fingerspitzen / und reizt neckend zu
scharfem Biß dein Schnäblein ...²⁷

Wenn c. 2 etwas zeigt, dann zeigt es, wie hier und im Folgenden die Dinge der Dichtung gedacht sind. Es zeigt die Welt im Beugefall, im Augenblick ihrer Aneignung durch die Dichtung: *passer, quicum, quem, cui, (cuius)*. Es spricht über die Art und Weise seines Sprechens.²⁸ In diesem Sinne ist athematisches Lesen ein (2) kategoriales Lesen, weil es die Denkformen erschließt, in denen die Dichtung sich einrichtet.

Jeder, der mit Studenten auch fortgeschrittener Semester gearbeitet hat, weiß, wie schwer es ihnen wird, sich im Prozess der Gedichtanalyse von der Nacherzählung der Inhalte zu lösen. Wenn das Gedichtbuch des Catull mit den Zeilen beginnt: *Cui dono lepidum nouum libellum / arida modo pumice expolitum? / Corneli, tibi*, werden Sie es nicht oft erleben, dass die Seltsamkeit dieses Eingangs empfunden und thematisiert wird: dass einer sein „Büchlein“ nicht einfach widme, sondern die Widmung selbst thematisiere und, nein, nicht nur thematisiere, sondern diese Widmung performiere²⁹ und, nein, nicht nur performiere, sondern sie in eigentümlicher Aufhebung der Grenze von Simulation und Echtzeit jetzt gerade vollziehe. Und dass so in höchst verstörender Weise etwas, das dem Gedicht vorausliegen sollte, die Widmung, ins Gedicht hineingezogen wird, genauer, dass eine Entscheidung, nämlich die Entscheidung für einen Widmungsträger, im Gedicht abgebildet wird, genauer, dass so getan wird, als falle diese Entscheidung jetzt gerade im Augenblick der Verfertigung des Gedankens. Bemerkenswert wird der starke Akzent auf der Materialität des Buches,³⁰ unbemerkt bleibt, wie sehr dem Gedanken der Materialität material-gestisch vorgearbeitet ist. Der Akt der Schenkung selbst tritt uns in seiner schieren Materialität entgegen.³¹ Unbemerkt aber bleibt vor allem, dass diese initiale Gestualität den Grund legt für eine Dichtung, die dem Leser die komplementäre Leistung der Sympoetik, der Mitdichtung, abverlangt.

26 Text nach Mynors (1958).

27 Übersetzung nach Weinreich (1969).

28 Dazu mein noch nicht erschienener Beitrag „Die Dinge der Dichtung. Zur Anatomie der Schriftlichkeit in Catulls *libellus*“ (Vortrag auf dem interdisziplinären Symposium „Wissen in materialen Textkulturen“ des Deutschen Literaturarchivs Marbach und des SFB 933 „Materiale Textkulturen“).

29 Quinn (1970), S. 88: „Poem I dramatizes the act of dedication“.

30 Siehe Kroll (1980 [1923]) u. vgl. Fordyce (1968) (zu den Attributen des Buches *lepidum, nouum, pumice expolitum*), Quinn 1970 u. Thomson (1998), S. 195: „C. occupies the scene from the very start, and hence his book is a concrete thing, an object in his hand“.

31 Zum Denken der Materialität in den Dichtungstexten der spätrepublikanischen und augusteischen Literatur, zur Bedeutung der Werkanfänge in der Schrift- und Buchkultur dieser Zeit und zur Eigenartigkeit des Widmungsakts in Catull c. 1 siehe Schwindt (2015a); dazu auch der oben Anm. 28 zitierte Beitrag „Die Dinge der Dichtung“.

In diesem Sinne ist das athematische Lesen ein (3) diakritisches Lesen. Durch die analytische Arbeit an den Fundamenten der Rede und Nicht-Rede, besonders die Scheidung der Status, bereitet es den Boden, auf dem sich die komplexe Semiose der Zeichen und Gesten entfalten kann.

Die lateinische Dichtung lädt auch deshalb zu athematischen Lektüren ein, weil wir nur so hinter die merkwürdigen Fassaden gelangen, die gerade die herausragenden Texte um sich errichtet haben.³² Kaum jemand wird die *Georgica* des Vergil zur Hand nehmen, weil er von dem vielleicht klassischsten Text der augusteischen Klassik Aufschluss über die Organisation der Vieh- und Getreidewirtschaft, der Baum- oder Bienenzucht im Zeitalter des beginnenden Prinzipats erwartet. Wenn wir desselben Autors *Bucolica* thematisch lesen, werden wir den Text unbefriedigt zur Seite legen. Noch kein kluger Leser hat in der *Aeneis* eine Beschreibung der Gründung der Stadt Rom zu finden gehofft. In Horazens *Ars poetica* lesen wir wenig bis nichts, das uns bei der Verfassung eines literarischen Textes wirklich helfen könnte. In der Liebeselegie des Ovid erscheint *amor* vorzugsweise als ein technisches Problem. Die zentralen Texte überbieten sich in der absichtsvollen Verfehlung eines Thematischen, das zu mehr als einem dünnen Gerippe größter Orientierungen taugte. Dagegen entwickeln alle diese Texte eine Meisterschaft in der Verfertigung, Veredelung und Demonstration eines Tons und einer Tonalität, die unverkennbar an die Stelle des Nur-Thematischen tritt.³³ Das *Arma virumque cano* des Vergil, diese wohl bekannteste Tonfolge der klassischen römischen Literatur, stellt vor allem sich selber aus. Das „Waffen und Mann singe ich“ ist – mehr als eine Themenangabe – ein Zeigen auf ein Singen.³⁴ Es ist ein gestisches Sprechen. Und dieses Sprechen oder Singen ist von Anfang an (auch) Thema der *Aeneis*.³⁵ Was aber steht – um es so primitiv wie möglich zu formulieren – in diesen

-
- 32 Über die athematische Disposition dieser Texte siehe das Kapitel „Wer schützt die athematische Literatur?“ in Schwindt (2012), S. 296ff.
- 33 Schon Paul de Mans „Allegorien des Lesens“ kreisen um die Frage, „ob ein literarischer Text *von dem* handelt, was er beschreibt, darstellt oder aussagt“ (De Man [1988], S. 91). Die notwendige Verneinung dieser Frage führe dazu, dass wir „ein Auswahlprinzip anwenden [müssen], das nicht mehr thematisch ist“ (ebd.).
- 34 Trotz jahrhundertelanger Vergil-Rezeption scheint diese Lesart nie populär geworden zu sein. Vielmehr werden auch moderne Interpreten nicht müde, das Prooemium in seinen kleinsten Bestandteilen thematisch (wie Halter [1964], Fredricksmeier [1984], Higgins [1994], Abbot [2012]) zu erörtern. Fredricksmeier (1984) nennt das Prooemium „thematic [...] of the whole poem“ (S. 10) und entspricht damit der in der Forschung weit verbreiteten Lesart, die Eingangsworte der *Aeneis* als inhaltliche Zusammenfassung des ganzen Werks zu sehen. Auch La Penna (1981) bezeichnet das Prooemium der *Aeneis* als Prooemium des „quid“, d.h. als Darstellung des Inhalts. Einzig Dräger 1994 weist auf die selbstbewusste Pose des Singens hin und liefert Vergleichsstellen aus den *Argonautica* und der *Ilias parva* (siehe Dräger [1994], S. 240f.).
- 35 Schon Servius plädiert dafür, das polyseme *cano* hier im Sinne von *canto* zu lesen: *nam proprie canto significat, quia cantanda sunt carmina* (Thilo [1881], S. 6). Auf die Besonderheit dieses Gestus des Singens verweist auch Tiberius Claudius Donatus, wenn er den merkwürdigen Gedanken eines schon als abgeschlossen vorausgesetzten Werks, das in diesen ersten Versen aber doch zugleich auch gerade erst im Entstehen begriffen ist,

Texten? Wovon sprechen die *Georgica*? Es wäre zu leicht, gut (post)strukturalistisch zu sagen, dass sie von ihrem Sprechen sprechen. Über dergleichen faden Diagnosen ginge so ziemlich alles verloren, was die Texte, jeden einzelnen Text und ... fast möchte ich sagen ... jeden einzelnen Vers vor jedem anderen Text oder Vers auszeichnet: seine Signatur oder, wie ich es in meinem Essay über die „Radikalphilologie“ genannt habe, sein Wasserzeichen.³⁶ Die Wasserzeichen der Texte sichtbar zu machen, braucht es nicht bloß die Annahme pointierter Autoreferenzialität. Es braucht einen Blick und ein Ohr für Kontur und Profil der Dinge der Dichtung in Zeit und Raum. Wenn statt theoretischer Sätze Kaskaden von Gegenständen, Namen, Dingen, Menschen und Situationen Horazens Satiren und Kunstbriefe bevölkern, so scheinen mir lange vor der Bestimmung der Dinge und ihrer Zusammenfügung zur narrativen Form die Aufrufung alles Einzelnen, seine An- und Abführung, seine Zurüstung, seine Perspektivierung und Benennung der Beobachtung wert.³⁷ Schulen wir Auge und Ohr für die Wahrnehmung der Gravitation der Gegenstände, das Feld der Anziehungs- und Fliehkräfte, die sie entfalten! Geben wir den Dingen der Dichtung ihre eigenen, nur an- und nicht zu Ende erzählten Geschichten! Verweilen wir bei dem Gedanken, dass die Pflugschar in Vergils *Georgica*, die (Nagel)Feile in Horaz' Literatursatiren und -briefen und die Speichen der Räder am Sonnenwagen des Ovidischen Phaethon ihre eigene kleine Geschichte erzählen. Die Dinge der Dichtung sind in der epigraphischen Kultur des hellenistischen Roms vor allem auch dies: Aufschriften, „epigrammatisch“.³⁸ Sie ver-

hervorhebt: *nam quod ait cano, quasi iam carmine completo loqueretur, ostendit ex aperto thema esse, quod plenum atque perfectum futurae conscriptioni carminis praeparaverat* (Georgii [1905], S. 7). Die neuere Forschung scheint in dieser Hinsicht hinter die spätantiken Grammatiker zurückgegangen zu sein: Das Prädikat des Halbverses wird aus den Titeln einiger Aufsätze sogar ganz ausgeschlossen (Abbot [2012]: *Arma virumque*; Bloch [1970]: *Arma virumque* als heroisches Leitmotiv). Jäkel (1953) faßt *arma virumque cano* als festlichen, knappen und würdevollen, mit Bedacht gewählten Anfang der *Aeneis* (S. 6). Halter (1964) beschreibt die Funktion des Ansingens in v. 1 als einen Akt der Dynamisierung von ‚Ruhe‘ zu ‚Bewegung‘ (vgl. S. 105). Die Selbstreferenzialität des Verbuns bleibt unerörtert.

- 36 Siehe Schwindt (2015b), S. 241: „Radikalphilologische Lektüren gewinnen dort Boden zurück, wo bei der unendlichen Zerstreung und Aufgeregtheit des akademischen Betriebes schon lange niemand mehr gegraben oder gesiedelt hat. Sie arbeiten daran, die Signaturen, Embleme und Wasserzeichen der Literatur wieder lesbar zu machen und all das der wissenschaftlichen Beobachtung und Deutung neu zuzuführen, das man längst als ‚gedeutet‘ inventarisiert und in den Archiven abgelegt hatte“.
- 37 Hier scheint auch Hans Ulrich Gumbrechts „Präsenz“-Begriff hilfreich zu sein, mit dem „das ästhetische Erleben als ein Oszillieren (und mitunter auch als Interferenz) zwischen ‚Präsenzeffekten‘ und ‚Sinneffekten‘“ beschrieben werden kann (Gumbrecht [2004], S. 18). Vor der Interpretation und damit – in Gumbrechts Worten – „diesseits der Hermeneutik“ findet so Kommunikation zwischen den Gegenständen des Textes und ihrem Betrachter statt, deren Beobachtung Aufgabe des athematischen Lesens sein muss (vgl. auch Gumbrecht [2012]).
- 38 Zur „epigraphischen Kultur“ des damaligen Roms und den epigraphischen Modi der elegischen Dichtung siehe Ramsby (2007).

schließen nichts, sie prononcieren den Raum, an den sie gerückt sind, und geben ihm sein Recht. Das Wort begründet in seiner epigrammatischen Form zugleich einen Rechtstitel, der es im Raum der Dichtung unverwechselbar und unveräußerlich macht. Das athematische Lesen ist (4) ein Lesen, das die Rechte des Raums der Wörter oder eben der Wörter im Raum bewahrt (nomographisch, juridisch). Sie ahnen, was hieraus noch alles folgen mag.³⁹

Auch die Eigentümlichkeit der Bezugnahme auf das, was wir als außerhalb des Textes liegend denken, kann am Text studiert werden. Dazu muss man nur die simpelste aller Referenzweisen, die Identifikation, fernhalten und vielmehr darauf sehen, welche Vorkerhungen im Text getroffen sind, die Referenz zu ermöglichen. Wenn Horaz *c. 2, 7, 9*, schreibt:

tecum Philippos et celerem fugam / sensi relicta non bene parmula, / cum fracta virtus et minaces / turpe solum tetigere mento ...

Du hast Philippis Tag und die rasche Flucht / Mit mir erlebt, der ruhmlos den Schild verlor, / Als Mannesmut zerbrach und unsre / Helden so tapfer den Boden küßten ...

sollten wir uns, bevor wir die schlichte Referenz auf die Schlacht von Philippi herstellen, die Zeit nehmen, die Koordinaten zu prüfen, in denen das historische Datum als Referenzpunkt erscheinen kann. Hierzu bedarf es mindestens der Analyse und Rekonstruktion der poetischen Wahrnehmung (*Philippos ... sensi*; „kann man Philippi spüren“?), der rhetorischen Verknüpfung des ersten Gegenstandes der Wahrnehmung mit einem zweiten: der „schnellen Flucht“ (welches ist das Verhältnis des zweiten zum ersten Erinnerungsbruchstück? und überhaupt, sind es Bruchstücke oder Ganzheiten oder die Verbindung von beidem? ist die Beziehung der Objekte additiv [„und“], ist sie exegetisch [„und zwar“], ist sie steigernd [„und besonders“] oder einschränkend [„und so od. darunter auch“]; ist sie, rhetorisch genommen [und hier sieht man wieder schön, dass Rhetorik eben keine Hermeneutik ist⁴⁰], ein Hendiadyoin [„die schnelle Flucht von Philippi“]?).⁴¹ Wie berechtigt die skrupulöse Untersuchung der hier zum Ausdruck kommenden Einstellung ist, würde noch klarer, wenn wir die Zeit hätten, die Referenz auf ein berühmtes Epigramm des Archilochos und dessen frühe Nachahmung durch Alkaios und Anakreon (*relicta non bene parmula*) noch mit in Betracht zu ziehen.⁴²

39 Die Fruchtbarkeit dieser Lesemethode zur Erarbeitung auch einer Objekt epistemologie der Dichtung habe ich zuletzt in einem Vortrag „Der Karneval des Properz. Zur Objekt epistemologie der augusteischen Dichtung“ zu demonstrieren versucht (Vortrag am *Berliner Antike-Kolleg*; erscheint voraussichtlich 2017 in der *Edition Topoi*).

40 Zur Ersetzung der Rhetorik durch die Hermeneutik als privilegiertes System zur Deutung literarischer Texte im 19. Jahrhundert siehe Most (1984).

41 Auch Heinze u. Kiessling bemerken das Sperrige der Fügung, wenn sie feststellen: „*sentire* hier wie oft auch bei H. in dem prägnanten Sinne von ‚erfahren‘ unerfreulicher Einwirkungen, ‚ausstehen müssen‘; sehr ungewöhnlich aber ist die Brachylogie *Philippos ... sensi* statt etwa *cladem Philippensem*, verursacht durch das folgende eigentlich zu *sensi* passende Objekt *fugam*“ (Heinze u. Kiessling [1884], ad loc.).

42 Für einen ausführlichen Vergleich der Textstellen siehe Freund (1999) sowie De Martino (1990).

Hierzu nur so viel: Auch ein intertextuelles Lesen, das einem Dichter auf die Spur zu kommen sucht, wie er autobiographische Versatzstücke fiktionalisiert, ist ein ungenaues Lesen, solange es die Antwort darauf schuldig bleibt, wie die geborgte Erinnerung in den Wahrnehmungsapparat der sprechenden Instanz eintreten kann. Es spricht manches dafür, dass der starke Akzent auf der Empfindung von Philippi (*Philippi ... sensi*) einen Kontrapunkt zu dem die Szene gleichsam unrealisierenden Literaturzitat bildet. Oder ist es umgekehrt? Schafft die Anleihe bei der literarhistorischen Erinnerung eine Autorität, die kein noch so eindrückliches Philippi-Erlebnis einholen kann? Mit solchen Fragen hätte sich zu beschäftigen, wer nicht gleich informierendes und poetisches Sprechen, historische und literarische Erinnerung kurzschließen, mit einem Wort: thematisch werden will.⁴³

Das athematische Lesen ist (5) ein epistemisches Lesen, weil ihm die Wissenschaft der Texte, das heißt die Weise, in der Texte ihr Wissen ordnen und zu erkennen geben, nicht selbstverständlich ist. Kehren wir zu der vorhin gestellten Frage zurück: Wie kann die Einsicht in die Erkenntnisleistung(en) der Literatur gelingen? Wie erkennen wir, dass und wie Literatur erkennt? Nun, um der Literatur bei der Verfertigung der Erkenntnis zuzusehen, müssten wir gleichsam in den Rücken der Texte zu gelangen suchen.⁴⁴ Wir müssten das Abenteuer der Gegenständlichkeit dichterischen Sprechens bestehen⁴⁵ und es aushalten, dass uns der „Gegen-Stand“ des Gegenstands den Blick auf die nächste Brücke verstellt. Vor allem dürfen wir, wenn wir von Gegenstand zu Gegenstand fortschreiten, nie vergessen, von wo(her) wir kamen, wo entlang uns der Weg geführt hat, welche anderen Gegenstände wir passiert, und wie sie, im Passieren, ihre Gestalt(en) schon wieder verändert haben. [Ich weiß nicht, ob die Lesemaschinen, die uns Ihre Göttinger und Berliner Kollegen (derzeit wieder mit Nachdruck) empfehlen, auch über eine Funktion verfügen, die – der des menschlichen Gedächtnisses gleich – die Transformation von Erinnerungsräumen anzeigen kann.] Literatur erkennt anders als Geschichte und Philosophie. Sie besteht auf der Sperrigkeit des Weges und gibt diesen nur frei, wenn wir das Sperrige nicht aus dem Wege geräumt (Lesen heißt nicht Rätsellösen), sondern ihm seinen Ort in der imaginären Topographie unserer eigenen Lektüre angewiesen haben. Es gibt ein Sperriges, das sperrig nicht seiner bloßen Gegenständlichkeit wegen ist, sondern seine Sperrigkeit vielmehr daraus bezieht, dass es einen festen Stand nicht hat. Es ist das Atopische, das „Ortlose“ oder Seltsame, das wir mit gleicher Festigkeit im Mnemogramm unseres Weges vermerken müssen. In einer atopographischen oder thaumatographischen Lektüre wird es

43 Vgl. meine frühere Studie Schwindt (2013b).

44 Zu Ziel und Aufgabe der „(Radikal)Philologie“, die elementaren Ordnungsleistungen und die raumzeitliche Fixierung eines Textes zu verstehen und durchsichtig zu machen, siehe Schwindt (2006), S. 1149: „er [der Philologe] sucht Zugang zum Getriebe des Textes, sucht in sein Gehäuse zu kommen und womöglich den generischen Code zu erschließen, der die Ratio des Textes bestimmt“; zur Erkenntnisleitung der Philologie siehe auch meinen demnächst erscheinenden Beitrag (Schwindt [2017]).

45 Vgl. meine Überlegungen zur Objekt epistemologie der augusteischen Dichtung in der oben Anm. 39 angekündigten Studie.

zum Ausgangspunkt eines Nachdenkens über das, was den Text prägen und auszeichnen mag. *Thauma* statt *thema*, so könnte man es stark verkürzt sagen. Das athematische Lesen ist mithin (6) ein thaumatographisches Lesen, weil es zwischen den Trampelpfaden der gängigen Lektüren die unwegsamen Zonen erschließt, die sich gegen die Sinnstiftung sperren und ohne die das Charakteristische eines Textes doch nie zu haben sein wird.⁴⁶ Das *thauma* beschreibt den Ort, an dem Signifikant und Signifikat nicht so sehr nicht zur Deckung kommen (die klassische Rhetorik) und an dem schon gar nicht Sinn aufgeschoben wird (die Dekonstruktion), sondern an dem sie (immer nur) augenblicksweise in der Weise zusammenkommen, dass sie, wie sich ein Gestirn zuweilen vor ein anderes schiebt und bald den Glanz desselben verdunkelt, bald in dessen Licht noch heller erstrahlt, einander nicht ähnlich, sondern nur für einander durchsichtig werden. Der Zwischenraum aber, der das *thauma* vom *thema* trennt, ist der Raum, in dem die Erkenntnis der Literatur vorstattgeht. Sie markiert den Durchgang der „Welt“ durch die Sprache und hält ihn in einer unübersehbaren Vielzahl von Aufnahmen fest. Deshalb auch ist unser Lesen nie wiederholbar. Aus dem gleichen Grund ist es, andererseits, möglich, an ein und demselben Text immer neue Lektüren und Lesarten hervorzutreiben.

Das athematische Lesen ist das von keinem Thema beschwerte Lesen, das dem Text mit der größten möglichen Kapazität, der weißen Landkarte am Vorabend der Expedition, begegnet. So ist es fähig, den Gegen-Stand der Gegenstände zu spüren und das Charakteristische einer Tonfolge sicher zu benennen. Die Thaumatographie gelingt, wenn die Thematographie abgedankt hat. Wenn aber „Philologie die Form des Erscheinens der Texte“ ist,⁴⁷ dann ist es das athematische Lesen, das den Prozess der Erkenntnisverfertigung der Texte offenlegt.⁴⁸

Literaturverzeichnis

Textausgaben und Kommentare

Aristoteles (2008): *Poetik*. Übers. u. erläutert v. Arbogast Schmitt. Berlin.

Catull [C. Valerius Catullus] (1958): *C. Valerii Catulli Carmina*. Hg. v. R.A.B. Mynors. Oxford.

— (1968): *Catullus, a commentary*. Hg. v. C. J. Fordyce. 4. Aufl., Oxford.

— (1969): *Sämtliche Gedichte, lateinisch und deutsch*. Hg., eingel. u. übers. v. Otto Weinreich. Zürich.

46 Zur Begründung des thaumatographischen Lesens vgl. Schwindt (2009a, 2009b und 2016a).

47 Vgl. Schwindt (2016a), S. 13.

48 Ich danke Chiara Cavazzani, Johanna Kaiser und Miriam Schilling für großartige Unterstützung bei der Einrichtung des Fußnotenapparats. Es ist ein wirkliches Vergnügen, mit diesen drei begabten Nachwuchswissenschaftlerinnen zusammenzuarbeiten.

- (1970): *Catullus. The Poems*. Hg. v. Kenneth Quinn. London.
- (1980 [1923]): *C. Valerius Catullus*. Hg. v. Wilhelm Kroll. 6. Aufl., Stuttgart.
- (1998): *Catullus*. Hg. v. Douglas F.S. Thomson. 2. Aufl., Toronto.
- (1999): *Catullus, the shorter poems*. Hg. v. John Godwin. Warminster.
- Georgii, Henricus (Hg.) (1905): *Tiberi Claudii Donati ad Tiberium Claudium Maximum Donatianum filium suum interpretationes Vergilianae, primum ad vetustissimorum codicum fidem recognitae*. Leipzig.
- Horaz [Q. Horatius Flaccus] (1930): *Oden und Epoden*. Erklärt v. Adolf Kiessling u. Richard Heinze. 7. Aufl., Berlin.
- (1957): *Sämtliche Werke. Lateinisch und deutsch, Teil I: Carmina; Oden und Epoden*. Nach Kayser, Nordenflycht u. Burger hg. v. Hans Färber. München.
- (1985): *Opera*. Hg. v. D.R. Shackleton Bailey. Stuttgart.
- (1995): *Odes I, Carpe Diem*. Hg., übers. u. komm. v. David West. Oxford.
- (2012): *Odes, Book I*. Hg. v. Roland Mayer. Cambridge.
- Thilo, Georg u. Hagen, Hermann (Hg.) (1881): *Servii Grammatici qui feruntur in Vergilii carmina commentarii*. Leipzig.

Sekundärliteratur

- Abbot, James C. (2012): „*Arma virumque*“, in: *CJ* 108, S. 37-63.
- Adorno, Theodor W. u. Horkheimer, Max (1997 [1947]): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt/M.
- Bloch, Alfred (1970): „*Arma virumque* als heroisches Leitmotiv“, in: *MH* 27, S. 206-211.
- Bloom, Harold (1973): *The Anxiety of Influence. A Theory of Poetry*. New York.
- de Man, Paul (1988): *Allegorien des Lesens*. Frankfurt/M.
- de Martino, Francesco (1990): „Scudi a ‚rendere‘ (Hor. Carm. 2,7: I precedenti greci)“, in: *AION (filol.)* 12, S. 45-64.
- Dräger, Paul (1994): „Zu Gliederung und Syntax des *Aeneis*-Proömiums (1, 1-33)“, in: *Anregung* 40, S. 239-247.
- Fredricksmeier, Ernest A. (1965): „Horace’s ode to Pyrrha. Carm. 1,5“, in: *CPh* 60, S. 180-185.
- (1984): „On the Opening of the *Aeneid*“, in: *Vergilius* 30, S. 10-19.
- Freund, Stefan (1999): „Horaz, Archilochos und der Krieg: Überlegungen zum Einfluß des Archilochos in c. 2,7 (O saepe mecum)“, in: *RhM* 142, S. 308-320.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004): *Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz*. Frankfurt/M.
- (2012): *Präsenz*. Hg. u. mit einem Nachwort v. Jürgen Klein. Berlin.

- Halter, Thomas (1964): „Vergils *Aeneis*-Proömium. Eine Deutung“, in: *WS* 77, S. 76-109.
- Hamacher, Werner (2010): *95 Thesen zur Philologie*. Holderbank.
- Higgins, John (1994): „*Arma virumque cano*: A Note“, in: *CW* 88, S. 41f.
- Highet, Gilbert (1957): *Poets in a landscape*. New York.
- Jäkel, Werner (1953): „*Aeneis*-Interpretationen“, in: *AU* 5, S. 5-25.
- Kablitz, Andreas (2009): „Theorie der Literatur und Kunst der Interpretation: Zu einigen Blindstellen literaturwissenschaftlicher Theoriebildung“, in: *Poetica* 41, S. 219-231.
- La Penna, Antonio (1981): „I proemi del ‘come’ e i proemi del ‘che cosa’, ovvero i futili giochi della filologia strutturalistica“, in: *Maia* 33, S. 217-223.
- Most, Glenn W. (1984): „Rhetorik und Hermeneutik: Zur Konstitution der Neuzeitlichkeit“, in: *A&A* 30, S. 62-79.
- Perkins, David (1992): *Is Literary History Possible?* Baltimore.
- Pöschl, Viktor (1964): „Die Pyrrhaode des Horaz (c. 1,5)“, in: Marcel Renard u. Robert Schilling (Hg.): *Hommages à J. Bayet*. Brüssel, S. 579-586.
- Ramsby, Teresa R. (2007): *Textual Permanence. Roman Elegists and the Epigraphic Tradition*. London.
- Schmidt, Ernst A. (2003): *Augusteische Literatur. System in Bewegung*. Heidelberg.
- Schwindt, Jürgen Paul (2000): *Prolegomena zu einer Phänomenologie der römischen Literaturgeschichtsschreibung – Von den Anfängen bis Quintilian*. Göttingen.
- (2001): „Literaturgeschichtsschreibung und immanente Literaturgeschichte. Bausteine literarhistorischen Bewusstseins in Rom“, in: Ernst A. Schmidt (Hg.): *L’histoire littéraire immanente dans la poésie latine*. *Vandœuvres*, S. 1-38.
- (2002): „Die leichte und die schwere Muse. Über einige Gesichtspunkte der Erklärung von Horaz c. 3, 9“, in: *Gymnasium* 109, S. 497-517.
- (2004a): „Blinde Mimesis. Über Ordo und Kontingenz in der lateinischen Traditionsbildung (Horaz und Petron)“, in: *Dictynna* 1, S. 157-174.
- (2004b): „*Dislocatio temporis*. Struktur und Ereignis in Horaz’ Lyrik“, in: Wolfgang Lange, Jürgen Paul Schwindt u. Karin Westerwelle (Hg.): *Temporalität und Form. Konfigurationen ästhetischen und historischen Bewußtseins*. Heidelberg, S. 77-93.
- (2005): „Zeiten und Räume in augusteischer Dichtung“, in: ders. (Hg.): *La représentation du temps dans la poésie augustéenne – Zur Poetik der Zeit in augusteischer Dichtung. Internationales Kolloquium der Forschergruppe „La poésie augustéenne“*. Heidelberg, S. 1-18.
- (2006): „Schwarzer Humanismus. Brauchen wir eine neue Alte Philologie?“, in: *Merkur* 60, S. 1136-1150.

- (2009a): „Thaumatographia, or ‚What is a Theme?‘“, in: Philip Hardie (Hg.): *Paradox and the Marvellous in Augustan Literature and Culture*. Oxford, S. 145-162.
- (2009b): „Traumtext und Hypokrise. Die Philologie des Odysseus“, in: ders. (Hg.): *Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung*. Frankfurt/M., S. 61-81.
- (2010): „Auf der ständigen Flucht vor der Arbeit am Text. Vom selten gewordenen Augenblicksglück des Lesens und von der Krise der wissenschaftlichen Philologie“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.9.2010.
- (2011a): „‚Unkritik‘ oder das Ideal der Krise. Vom Ende und vom Anfang philologischer Kritik“, in: Pál Kelemen, Ernő Kulcsár Szabó u. Ábel Tamás (Hg.): *Kulturtechnik Philologie. Zur Theorie des Umgangs mit Texten*. Heidelberg, S. 239-248.
- (2011b): „Paradise lost. Warum die Klassische Philologie ihre Standards und Normen überdenken muß“, in: *Journal of Literary Theory* 5, S. 245-249.
- (2012): „Über Genauigkeit“, in: ders. (Hg.): *Edmund Hoppe. Mathematik und Astronomie im Klassischen Altertum*. Heidelberg, Bd. 2, S. 269-301.
- (2013a): „Philologie des Lebens 1911 Philologie des Todes“, in: ders. (Hg.): *Edmund Hoppe. Mathematik und Astronomie im Klassischen Altertum, Bd. 1, mit einem Nachwort von M. Asper*. 2. Aufl. Heidelberg, S. 5-60.
- (2013b): „The Philology of History. How and What Augustan Literature Remembers: Horace, *Odes*, 2.7, Virgil, *Ecl.* 1, and Propertius, 1.19, 1.22, and 2.13B“, in: Joseph Farrell u. Damien P. Nelis (Hg.): *Augustan Poetry and the Roman Republic*. Oxford, S. 40-56.
- (2014a): „*Querelles*. Zu einer Literaturgeschichte der Intensität“, in: Matthias Buschmeier, Walter Erhart u. Kai Kauffmann (Hg.): *Literaturgeschichte. Theorien – Modelle – Praktiken*. Berlin, S. 143-161.
- (2014b): „Ordo and insanity. On the pathogenesis of Horace’s *Ars poetica*“, in: *MD* 72, S. 197-216.
- (2015a): „Die Idee der Materialität (der Schrift) in Dichtungstexten des spätrepublikanischen und augusteischen Rom“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hg.): *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Berlin, S. 40-44.
- (2015b): „(Radikal)Philologie“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hg.): *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Berlin, S. 235-243.
- (2016a): *Thaumatographia oder Zur Kritik der philologischen Vernunft. Vorspiel: Die Jagd des Aktaion (Ovid, Metamorphosen 3, 131-259)*. Heidelberg.
- (2016b): „Die Philologie von unten. Das athematische Lesen und der *retour sur soi-même*“, in: *Dictynna* 13. Online verfügbar unter: <http://dictynna.revues.org/1311>.

- (2017): „Über das philologische Erkennen – Sobre o conhecimento filológico“, in: Isabella Tardin Cardoso u. Jürgen Paul Schwindt (Hg.): *Wörter für eine Theorie der Philologie – Palavras para uma teoria da filologia*. Heidelberg [i.E.].
- Storrs, Ronald (1959): *Ad Pyrrham. A polyglot collection of translations of Horace's Ode to Pyrrha (Book 1, Ode 5)*. New York.
- Wirth, Theo (1986): „Catull c.2: ‚Passer‘ und ‚Malum‘ als Zeichen der Liebe“, in: *RhM* 129.1, S. 36-53.
- Wolf, Friedrich August (1807): „Darstellung der Alterthums-Wissenschaft“, in: Philipp Buttmann u. Friedrich August Wolf (Hg.): *Museum der Alterthums-Wissenschaft* 1. Berlin, S. 1-145.